

Leninpark

Romanausschnitt, Seite 18 - 38

Dienstag

2. KAPITEL

„Woher nimmst du bloß diese Energie ...?“, murmelte Alenka.

Direkt nachdem Taras den Handy-Wecker auf dem Regal über seinem Kopf ausgeschaltet hatte, war seine Frau schon wieder eingeschlafen. Es war fünf Uhr morgens und Taras hoffte, dass die Luft draußen nicht so stickig war wie in ihrem Schlafzimmer, obwohl sie bei halboffenem Fenster schliefen.

Fünfzehn Minuten später verließ er den Stadtrand von Ljubljana und fuhr mit dem Rad auf der Landstraße in Richtung Polhov Gradec. Die Straße war fast leer und als er sich mit seinem Mountainbike, auf das er dünne Reifen mit nur wenig Profil aufgezogen hatte, weil er meistens asphaltierte Wege nahm, mit gut zwanzig Stundenkilometer durch die dichte, stehende Luft quälte, schien diese ganz erträglich, obwohl man sie selbst jetzt nicht gerade als frisch bezeichnen könnte. Sie hatte sich in der überhitzten Nacht nicht abgekühlt und sobald die Sonne, die jetzt hinter seinem Rücken aufging, darauf prallte, würde es kochend heiß werden.

Zunächst strengte er sich nicht übermäßig an, er versuchte einen Rhythmus in der oberen Komfortzone zu finden, wie man so schön sagt, und seine Kräfte für die letzten sechs Kilometer, wenn die Straße anstieg, zu sparen, um dann in die Pedale zu treten, wenn er wollte. Anderthalb Stunden nachdem er zuhause losgefahren war, kam er an der Kirche auf dem Gipfel des Črni vrh an. Obwohl er nun schon einige Jahre als Mountainbiker unterwegs war, hatte er diese Strecke erst in diesem Jahr entdeckt, und als er zum dritten oder vierten Mal bei der Kirche war, diese sogar gegooglet. Ihr Patron war der heilige Leonhard, Schutzheiliger der Gefangenen und Wöchnerinnen. Auch das hatte er im Internet nachsehen müssen. Von all den Jahren Religionsunterricht war ihm nur der Florian der Feuerwehr im Gedächtnis geblieben.

Auf der Bank vor der Kirche tauschte er sein verschwitztes T-Shirt gegen ein frisches aus seinem kleinen Rucksack. Dann blickte er noch eine Weile über die Hügel in der Umgebung und ins Tal, aus dem leichte Nebelschleier aufstiegen, und ohne es zu wollen, dachte er, wie eigentlich jedes Mal, wie schön Slowenien doch war. Nicht nur hier, inmitten dieser Hügel nahe Ljubljana, einfach überall. Er sah auf sein Handy, das er vor dem Aufstieg auf lautlos gestellt hatte. Nichts geht einem Menschen, der mit letzter Kraft den Berg hochstrampelt, so sehr auf die Nerven, wie das lange, unerbittliche Bimmeln eines Telefons. Er hatte keine unbeantworteten Anrufe erwartet, doch da waren zwei, von Drvarič und Brajc, und auch eine Nachricht von Drvarič.

Um neun bei mir.

Er stand auf, schwang sich aufs Rad und machte sich auf zum kurzen, aber steilen Gefälle, das vom Hügel ins langgezogene Dorf und von dort ins Tal führte. Im Vorbeifahren grüßte er eine alte Frau, die offensichtlich auf dem Weg zum Friedhof neben der Kirche war. Sie erwiderte seinen Gruß nicht; etwas an ihm gefiel ihr nicht.

An der Straße unter der Anhöhe, auf der die Kirche mit dem Friedhof stand, und die ordentliche fünfzehn Grad Steigung hatte (wenn nicht sogar mehr), war ein Café mit Terrasse, auf der er jetzt mit größtem Vergnügen einen Kaffee getrunken hätte, aber was nützte es, wo es doch nur am Wochenende geöffnet hatte. Er würde seinen Kaffee wohl im Büro trinken müssen. Wenn er sich beeilte, wäre das vor halb neun, noch vor Drvarič.

*

„Ich weiß Bescheid“, unterbrach er sie, als sie ihm von der Besprechung um neun erzählen wollte. „Hat er gesagt, worum es geht?“

„Nein.“

Er überlegte, noch vor dem Gespräch mit ihr einen Kaffee trinken zu gehen und Drvarič warten zu lassen, aber er wusste, dass dieser Kaffee nicht das Wahre sein würde. Dummkopf hin oder her, er war trotzdem sein Chef.

„Ja, nichts, dann erledigen wir das mal und gehen anschließend einen Kaffee trinken. Bis dahin sind zwar bestimmt auch Lolek und Bolek schon da...“

„Ich glaube, Brajc und Osterc waren schon vor mir da. Brajc hat mich schon gegen halb acht angerufen, aber nicht erzählt, warum.“

„Mich hat er ja auch angerufen.“

Taras folgte ihr den Flur entlang und beobachtete dabei ihren Hintern in der Jeans. Es interessierte ihn nicht im Geringsten, was Drvarič ihnen zu sagen hatte. Weder jetzt, noch sonst irgendwann.

*

„Sabina, geh du doch mit den Kindern, die schon da sind, in den Park“, sagte die ältere Erzieherin ihrer jüngeren Kollegin im Kindergarten France Prešeren, der zwischen der US-Botschaft, dem Nationalmuseum auf der einen Straßenseite und dem Außenministerium auf der anderen lag. Eine vornehme Gesellschaft, weshalb auch der Kindergarten einen ausgezeichneten Ruf und eine dementsprechende Klientel hatte. Diese musste nicht so früh aufstehen wie andere in den Stadtteilen Šiška oder Fužine, deswegen waren auch morgens um sieben noch nicht so viele Kinder da, ein paar aber schon. Und diese wollte die ältere Erzieherin an die frische Luft schicken und wahrscheinlich auch sich selbst den Morgen etwas erträglicher machen. Das Einzige, was diesem Kindergarten fehlte, war ein anständiger Spielplatz. An Sommertagen wurden feine Staubwolken vom Boden, auf dem einfach kein Gras wachsen wollte, aufgewirbelt, die in alle Ritzen drangen und was einen husten ließ.

„Natürlich geht das“, sagte der Mensch von den Stadtwerken, der geschickt wurde, nachdem sie sich mit der Bitte nach Unterstützung an die Gemeinde gewandt hatten, „aber dann dürfen sie ein Jahr nicht in Betrieb sein.“

„In Betrieb sein?“

„Ja, wegen der Kinder. Kein Gras der Welt kann wachsen, wenn darauf täglich... Wie viele haben Sie?“

Hundertzweiundvierzig in sieben Gruppen. Nach zwei Sitzungen wurde die Idee mit dem Gras wieder verworfen und die Anschaffung von Platten aus Tartan beschlossen.

„Soll ich mit ihnen in den Stadtpark Tivoli gehen?“, fragte die jüngere.

Die ältere schüttelte den Kopf. Zu den zwar schön eingezäunten Spielgeräten im Tivoli war es zu weit, und außerdem würde sie dort nie alleine mit den Kindern hingehen. Die Spielgeräte waren zu groß und zu gefährlich für eine einzige Begleitperson, besonders, weil der Spielbereich in der Mitte von einem mit Büschen bepflanzten Hügel durchtrennt war, und es daher unmöglich war den ganzen Platz im Blick zu haben, wohin die quirligen Kinder laufen, sich verirren und verstecken konnten.

„Geh mit ihnen in den Park da, den Argentinischen Park oder wie der heißt. Bis zum Frühstück müsst ihr eh wieder zurück sein.“

Es waren ganze fünf, die die jüngere Angestellte in der Reihe aufstellte, zweieinhalb Paare, und den Ersten nahm sie bei der Hand. Sie war sich nicht sicher, ob sie mit den Kindern überhaupt außerhalb des hohen Metallzauns sein durfte, sie kannte die Regeln nicht auswendig, aber Greta, so hieß die ältere, hielt ja sowieso nicht viel von den tauben Buchstaben des Gesetzes, wie sie es selbst nannte, womit sie die Kindertagesstättenverordnung meinte, die mit ihren Bestimmungen zu den Vorschriften zur Ausübung der frühkindlichen Erziehung die Ausgänge der Knirpse außerhalb des Kindergartenzauns regelt. Dabei fragte Sabina sich jedes Mal, warum denn taube und nicht blinde Buchstaben des Gesetzes, weil man Buchstaben ja nicht hört, sondern liest, aber sie war natürlich schlau genug, das für sich zu behalten. Greta war noch aus einer Zeit, in der die Eltern nicht beim kleinsten Kratzer, mit dem ihre Kinder nach Hause kamen, zuerst zum Familienanwalt und erst dann zum Arzt rannten, und die Kindergartenleiterin zählte ungeduldig die Monate, die noch bis Neujahr blieben, wenn Frau Greta in Rente gehen würde.

Wenn sie es nur ohne Problem bis zum Park schafften. Sabina drehte sich zu der Gruppe hinter sich um. An der Hand hielt sie den quirligsten, Jan, hinter ihr trippelten Maja und Tilen, dahinter Jaka und Lina. Sie hatte bestimmt, wer wen an der Hand hält, sonst wären sie bis zum Frühstück nicht zurück. Wenn Jan Ruhe geben würde, und es sah nicht danach aus, als wolle er um diese Uhrzeit besonders dickköpfig sein, würde das ein völlig akzeptabler Spaziergang werden. Später wäre es wirklich zu heiß.

Sie ließ die Kinder zwischen den Kastanienbäumen an der niedrigen Mauer aus großen Steinblöcken, die mit Beton bedeckt waren, laufen, und setzte sich auf eine Bank. Der Park, der in der Mitte diagonal von einem asphaltierten Weg durchschnitten wurde, war fast leer. Auf der anderen Seite des Weges, auf dem begrüntem Dreieck, ging jemand mit einem Hund spazieren, sonst war da niemand. Na ja, eigentlich war da jemand. Auf einer Bank am Rand des Rechtecks mit den Spielgeräten und Bäumen, lag eine Frau, die sie hier schon mehrere Male gesehen hatte. Die Obdachlose mit den Tüten. Offensichtlich schlief sie noch.

„Sabina, können wir Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann spielen?“

Vor ihr stand Lina, eine niedliche Vierjährige mit geflochtenen Zöpfen, dicker Brille und von pummeliger Gestalt. In der Hand hielt sie eine große graue Plüschratte, an deren Bauch drei Junge angenäht waren. Sie ging nirgendwohin ohne ihre Ratte und hatte sie Jan und auch anderen schon mehrmals aus der Hand reißen müssen, die die kleinen Ratten von ihrer Mutter trennen wollten. Sabina drückte ihr insgeheim die Daumen und hoffte, dass sie sich behaupten und in ein hübschen Mädchen entwickeln würde, hübscher als die schon jetzt makellosen verzogenen Gören, von denen es in ihrer Gruppe genug gab. Sie stand auf.

„Spielt noch jemand mit?“

Jaka und Maja schlossen sich ihnen an, Jan und Tilen entschieden sich für die Spielgeräte und bevor sie die beiden alleine lies – nun ja, etwa zehn Meter weit entfernt –, gab sie ihnen eine klare Anweisung:

„Geht nicht über den Weg und spielt nur auf den niedrigen Geräten.“

Inmitten der Spielgeräte lag wie das Skelett eines riesigen Dinosauriers seitlings ein Baumstamm mit teils abgesägten Ästen, ohne Rinde und zum Klettern gedacht, aber er war im Laufe der Zeit durch die Benutzung und den Lack so glatt geworden, dass sie selbst nicht darauf herumklettern, geschweige denn einen Vierjährigen drauf lassen würde.

„Und unter keinen Umständen da hoch. Ist das klar?“

Tilen nickte.

„Jan?!“

Der zukünftige Herrscher der Welt sah sie frech an, nickte zu guter Letzt dann doch. Sie wollte hinzufügen, sie würden sonst sofort zurückgehen, aber das hatte keinen Sinn. Sie würde so oder so ein Auge auf ihn haben müssen.

Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann war ein einfaches Spiel, zumindest spielten sie es so. Sabina ging bis zum Weg, der durch den Park verlief, blieb dort eine Weile stehen, bis sich die Kleinen hinter ihren Rücken geschlichen hatten, ihn berührten, und als sie sich umdrehte und „Buuuh!“ rief, rannten sie zum etwa fünfzehn Meter entfernten Holzhäuschen und versteckten sich darin. Dann brüllte sie noch ein wenig und sprang um das Häuschen herum, was die Kinder vor Begeisterung kreischen ließ. Dann wiederholten sie das Spiel ... bis zu zwanzigmal.

Sie hatte nicht mitgezählt, aber nach der fünften oder sechsten Runde schlug sie eine Pause vor.

„Nein, nein, neiiin ...“, riefen die Kinder.

„Nur ein bisschen. Der Schwarze Mann ist müde.“

Sie setzte sich auf die Bank und sah auf ihr Handy. Fünfzehn Minuten noch, dann würden sie gehen, sonst würde der Kakao oder Tee, was auch immer es heute halt gab, kalt werden, was bei dieser Hitze gar nicht so schlecht wäre. Sie blickte zu der Dreiergruppe, die sich im Häuschen versteckte und offenbar ein anderes Spiel gefunden hatte. Sabina war fünfundzwanzig Jahre alt und konnte sich, nachdem sie sich den ganzen Tag mit Kindern beschäftigte, nicht vorstellen, zu Hause würde noch eines auf sie warten. Obwohl, eines Tages vielleicht, dachte sie und sah zu dem Dinosaurier-Baumstamm. Die beiden Jungen waren nicht da. Sie standen dahinter und hoben etwas vom Boden auf. Dann standen sie auf und warfen dieses Etwas, was wahrscheinlich alte Kastanien waren ... Sabina sah nicht, worauf die Jungen zielten, weil sie ihr den Blick verdeckten. Sie stand auf und rief:

„Jan, Tilen ...“

Die beiden ignorierten sie. Noch einmal warfen sie, was sie auf dem Boden gefunden hatten. Sabina ging auf die beiden zu und die drei Kinder aus dem Häuschen liefen ihr ihrem Ruf folgend hinterher.

„Hey, ihr beiden!“

Sie bewarfen die Frau auf der Bank. Bei den beiden angekommen, packte sie sie bei der Hand.

„Das wird ein Nachspiel haben. Was fällt euch überhaupt ein!“

„Die bewegt sich doch gar nicht“, sagte Jan und versuchte sich aus ihrem Griff zu lösen. Sabina blickte ihn wütend an und schickte ihn mit einer forschenden Handbewegung weg. Er ging einen Schritt zurück und blieb stehen. „Die bewegt sich doch gar nicht.“

Sabina drehte sich zu der Frau um, die etwa drei Meter entfernt auf der Bank lag, mit Einkaufstüten umgeben und bedeckt, die irgendwie an ihr festgemacht sein mussten, sonst wären sie schon davongeflogen. Was da bloß drin war, dachte Sabina und trat ein bisschen näher.

„Wartet dort“, sagte sie den Kindern, die sie hinter ihrem Rücken spürte.

Sie trat fast ganz bis zu der Frau und fragte sich, was passieren würde, wenn sie sie weckte, als ein kaum wahrnehmbarer Luftzug die Tüte an dem Gesicht der Frau bewegte und etwas sichtbar wurde, von dem Sabina zunächst nicht genau wusste, was es sein sollte. Als hätte jemand der Alten einen abgelaufenen Joghurt und noch etwas über den Kopf ... und über die Haare gegossen, die dort zum Teil auch angekokelt waren. Sie trat noch näher, so nah, dass sie den Gestank eines menschlichen

Körpers wahrnahm, der sich nicht wäscht und nicht umzieht, und in dem Joghurt, der kein Joghurt war, kleine weiße Maden erblickte, die durch menschliches Blut und Hirnmasse krochen.

Sabina schrie und rannte zu den Kindern, die von ihrem Geschrei angesteckt mitkreischten und lachend in das Holzhäuschen rannten.

*

„Na, wie geht’s uns heute?“, fragte Drvarič und gab gute Laune vor.

Bei Menschen wie Drvarič war dieses permanente Achtgeben auf andauerndes Fehlen von Authentizität faszinierend. Leute wie er lachten nicht, wenn etwas lustig war, sondern nur nach vorheriger Überlegung. Primäre Reaktionen des Körpers konnten diese Menschen so stark unterdrücken, dass Taras sich nicht vorstellen konnte, Drvarič würde, sollte er sich mit dem Hammer auf den Daumen schlagen, fluchen oder wenigstens vor Schmerzen aufjaulen, wenn dies nicht in einem zuvor festgeschriebenen Szenario beinhaltet war. Und es hielt ihn, weder Drvarič noch seinesgleichen, auch nicht davon ab, deshalb so zeitversetzt zu wirken wie Laienschauspieler, die sich ein zu hohes Ziel gesetzt hatten. Fällt diesen Leuten nicht auf, dass man es merkt, wie sie versuchen jemand zu spielen, der sie nicht sind, fragte sich Taras immer wieder. Auch jetzt.

„Gut“, sagte Tina.

„Und bald geht es uns noch besser“, fuhr Drvarič fort und blickte Taras an, kaum wahrnehmbar vorwurfsvoll, so wie man einen Schauspielerkollegen ansieht, der auf der Bühne seinen Text vergessen hat. „Ich habe etwas für euch.“

„Ich habe heute Morgen das Telefon nicht gehört. Ich war Fahrradfahren“, sagte Taras.

Tina blickte Taras von der Seite an. Warum musste er Drvarič immer so angehen, auch dann, wenn es nicht nötig war? Jetzt zum Beispiel. Natürlich kann jeder um halb sieben sein, wo er wollte, aber man muss dem Chef doch nicht erklären, dass man keine Lust hatte ans Telefon zu gehen, weil man sich sportlich betätigte.

„Du warst heute Morgen auf dem Rad?“

„Damit der Tag mich nicht anwidert, noch bevor er begonnen hat.“

Da, schon wieder.

„Ja, ja“, murmelte Drvarič, der sich mit Taras nicht streiten wollte oder weil er es nicht verstanden hatte.

„Also, ich habe da eine hübsche Sache für unsere Madame, wenn du damit einverstanden bist?“

Taras schwieg.

„Ich habe Brajc da schon hingeschickt, aber ich dachte, Tina könnte das übernehmen, unter deiner Assistenz natürlich. Du hast in den nächsten Tagen sowieso viel Arbeit, oder?“

„Nein“, sagte Taras, „nicht, dass ich wüsste.“

„Hast du nicht übermorgen den Gerichtstermin mit Petan?“

Taras schnaubte verächtlich.

„Das sind zwei Stunden, plus Hin- und Rückfahrt.“

Drvarič schüttelte den Kopf.

„Also gut. Dann hast du nichts dagegen, wenn ich Tina ihren ersten Mordfall gebe, wenn man das so nennen kann?“

„Ich bin begeistert“, sagte Taras.

Vielleicht klang es nur so, vielleicht zielte das wieder auf Drvarič ab, aber es tat ihr trotzdem weh, weil man es auch anders verstehen konnte.

„Ist das Team vollständig? Ich frage wegen des Urlaubs. Alles über zwei Tage bitte vierzehn Tage im Voraus anmelden.“

„Brajc und Osterc gehen morgen auf den Gewerkschaftsausflug, aber nur für einen Tag.“
Plus zwei Tage, die Brajc brauchen würde, um wieder zu sich zu kommen.

„Wohin geht es dieses Jahr?“, fragte Drvarič.

„Budapest.“

„Budapest? Für einen Tag?“

Nachdem er eine Weile über das eintägige Budapest gegrübelt hatte, als müsse er das im Kopf zusammenrechnen, sagte er dennoch abschließend:

„Ja, gut, ein Tag, doch.“

„Entschuldigung“, sagte Tina, „an welchen Fall hatten Sie gedacht?“

„Hatte ich das noch nicht gesagt? Ach so. In dem Park dort hinter der Generalpolizeidirektion, den Namen kann ich mir nie merken ...“

„Leninpark“, half Taras.

„Lenin? Immer noch?“

Taras nickte.

„Wirklich? Nun, in dem Park wurde eine Frau tot aufgefunden. Brajc ist schon da, also vermute ich, dass die von der KTU und von der Rechtsmedizin auch da sind. Fehlt nur noch der Leiter der Ermittlung.“

„Ist die tote Frau“, fragte Tina, „vielleicht die Obdachlose, die immer in dem Park auf der Bank geschlafen hat?“

„Ja“, sagte Drvarič. „Kennst du sie?“

Er lächelte und sah Taras an.

„Keine Angst, dein Kollege hilft dir.“

3. KAPITEL

Brajc Wecker klingelte um sieben. Der Wecker des kleinen roten Radios mit den eckigen orangefarbenen Ziffern auf der Anzeige, des Radios, das sie als Hochzeitsgeschenk bekommen hatten und dem es irgendwie gelungen war der Exceltabelle bei der Scheidung zu entgehen und das ihm deswegen besonders lieb war. Er benutzte es nur als Wecker, obwohl er dafür natürlich auch sein Handy hätte nehmen und sich das Aufstehen unter dem unmenschlichst schrillen, metallisch-digitalen und unangenehmen Lärm, den es gibt, hätte sparen können.

Er seufzte, als er sich auf die rechte Seite drehte, um den Wecker zu erreichen und auszuschalten, wobei er mit seiner Nase über das Kopfkissen fuhr, das mit dem saurem Geruch nach verdammtem Sommer durchtränkt war, den er wegen der Hitze hasste, wie er den Winter wegen der Kälte hasste und den Frühling und Herbst wegen der Nässe oder des Laubs, das er im Garten rechen sollte, was er nicht tat, oder weswegen auch immer. Ginge es nach ihm, würden Menschen keine Orte mit Temperaturen unter achtzehn Grad besiedeln und solche, an denen diese auf über fünfundzwanzig kletterten, und auch solche nicht, an denen es durchgehend regnete oder überhaupt nicht. Einmal hatte er sich die Zeit genommen und im Internet gesurft, um festzustellen, ob es einen solchen Ort überhaupt gab. Als er fast schon erleichtert feststellte, dass es ihn nicht gab, dass überall etwas nicht stimmte und es auch Milliarden von anderen Menschen auf der Welt nicht übertrieben

besser ging, wenn überhaupt, spuckte Google Las Palmas aus, mit den niedrigsten Temperaturen im Januar um die achtzehn Grad und den höchsten im August, die sich bei fünfundzwanzig einpendelten.

„Jetzt sieh dich die mal einer an ...“, platzte es aus ihm heraus und er starrte eine Weile Bilder der größten Stadt von Gran Canaria an. „Palmen und so“, fügte er wenig später hinzu und sah durch das Wohnzimmerfenster, wo sein Blick an der einzigen Fichte haften blieb, umgeben von drei Birken.

Mit dem Kissen unter dem Arm ging er zum Balkon im ersten Stock des Familienhauses, das für zwei Familien gedacht war, jetzt aber wohnte er alleine dort, bis er mit seiner Exfrau eine Abmachung getroffen hatte, was damit passieren sollte, und hängte das schweißgetränkte Kissen mit zwei Wäscheklammern an die Wäscheleine. „Es gibt nichts Besseres gegen Bakterien als UV-Strahlung“, hatte er einmal gezwungenermaßen Golob zugehört. „Wenn man sich eine Tüte mit schmutzigem Wasser an den Rucksack hängen würde ... Angenommen, man wäre irgendwo in der Wildnis. Wenn man den ganzen Tag damit in der Sonne gehen würde, könnte man den Inhalt abends getrost trinken ...“ Bla, bla, bla. Welcher Idiot würde schon mit einer Plastiktüte voller Wasser durch die Wildnis wandern? Wahrscheinlich nicht einmal Taras.

Er warf ein Stück Butter in die Pfanne, wartete, bis es fast zerschmolzen war, gab noch ein bisschen dazu und, ach, was soll's, man lebt nur einmal, noch ein bisschen, noch ein Stückchen, und dann schlug er darauf vorsichtig, damit das Eigelb nicht zerlief, drei Eier auf, und als sie fest waren, legte er noch zwei Scheiben Speck dazu. Während diese Kombination erfreulich in der Pfanne brutzelte, setzte er die Cezve für den Kaffee auf und wartete darauf, dass beides fertig wurde. Als wäre er nicht kurz zuvor auf dem Balkon gewesen, trat er ans Fenster, um zu sehen, was für ein Wetter ihn heute erwartete. Die glutrote Scheibe kroch aus der Ecke hervor, sie schob sich über das unbefleckte Himmelblau und Brajc verfluchte in Gedanken, er hatte keine Lust es laut auszusprechen, sowohl die Scheibe als auch das Blau und auch die fehlenden Wolken, obwohl beide Unannehmlichkeiten – das heißt, das Blau und der Mangel an Wolken – in gewisser Weise ein und dasselbe waren.

Als das Telefon klingelte, war er wieder im Schlafzimmer, wo er im Kleiderschrank danach kramte, was er heute anziehen sollte, und wütend feststellte, dass er unbedingt etwas in die Waschmaschine schmeißen musste, sonst gäbe es bald nichts Sauberes mehr. Beim Klingeln blickte er auf die blinkenden eckigen Ziffern auf dem roten Radio. Sie zeigten sieben Uhr und fünfunddreißig Minuten an. Missmutig, wie schon den ganzen Morgen, drückte er auf den Knopf.

„Ja?“, sagte er und dann noch ein- oder zweimal „ja“ und „aha“ und zum Schluss „mach ich“, dann stöberte er im Verzeichnis und drückte auf Taras. Soweit er sich erinnerte, war immer noch Taras der Chef, weswegen er eigentlich gar nicht wusste, warum sie nicht ihm auf die Nerven gingen.

Taras ging nicht ran.

„Der schläft doch bestimmt nicht mehr?“, murmelte er und wählte Osterc Nummer.

Es klingelte lange und als es ihm schien, dass Osterc endlich die Taste gedrückt hatte, für einen Moment, war die Verbindung weg. Hat er mich weggedrückt, dachte Brajc, oder war einfach nur die Anzahl von Tut-Tuts vergangen, bevor die Maschine dir mitteilt, dass es keinen Sinn ergibt weiter zu warten? Er rief noch einmal an, jetzt war Osterc nicht mehr erreichbar. Griesgrämig suchte er Tinas Nummer raus. Arbeitete in diesem Land denn niemand mehr?

„Japp“, sagte sie und klang so zufrieden, als wäre sie in diesem Moment irgendwo, irgendwo ..., wer weiß wo, in Las Palmas auf Gran Canaria und nicht in Ljubljana, das sich auf einen höllisch heißen Sommertag vorbereitete. Er stellte die Pfanne vom Herd, in der letzten Sekunde, bevor alles darin verbrannt war. Diese Aussicht verschlechterte seine Laune noch zusätzlich.

„Bist du noch zuhause?“, fragte er.

„Japp“, sagte sie noch einmal. „Ich frühstücke nur noch. Ist es dringend?“

„Eigentlich ... Ach, nein, mach ich schon alleine.“ Er strich sich mit der Hand über den Bauch. Nichts ist dringender als das Frühstück. Und wenn er es sich selbst nicht nehmen ließ, würde er es auch anderen nicht verwehren. Er streute Salz über die Eier mit Speck, mehr, als er seinem Arzt vorgelogen hatte, auch mehr Eier, als er zugeben würde, und auch Pfeffer, nach dem dieser ihn nicht fragte, schnitt sich Brot ab und seufzte behaglich. Für einen Moment, einen gruseligen Moment lang, hatte er gedacht, die tote Obdachlose würde ihm das Frühstück verderben. Wird sie nicht. Selbst ein Hund hat gerne seine Ruhe, wenn er frisst.

*

Während Brajc seine Pfanne leerte, stopfte Osterc seine zwei Kinder ins Auto, um sie zur Schule, zuvor aber noch seine Frau zur Arbeit zu fahren, wenn dies denn angesichts der schon wieder späten Stunde, zu der sie sich von zuhause aufmachten und für die seine Frau ihn wie immer verantwortlich machte, überhaupt möglich war. Nicht ganz begründet, obwohl es stimmte, dass Osterc manchmal einfach nicht schnell sein konnte, und das vor allem deswegen, weil er nicht selektiv sein konnte. Als ihn, während er seinem Jüngsten die Schuhe anzog, der das zwar schon alleine erledigen sollte, schließlich erwartete man das von einem Drittklässler, der jedoch als kluges Kind festgestellt hatte, dass er unter Zeitdruck erfolgreich den hilflosen Knirps spielen konnte, nun, als Osterc Telefon mitten beim Schuheanziehen klingelte, ließ er seelenruhig dessen Ferse und Schuh links liegen, zog sein Handy aus der Hosentasche und tippte auf dem Bildschirm herum ...

„Bist du verrückt?“, schrie seine Frau, riss ihm das Handy aus der Hand und schaltete es aus. Nicht nur, dass sie die Verbindung unterbracht, sie schaltete es einfach ganz aus.

Betreten zog Osterc seinem zweiten Sohn die Schuhe an und biss die ganze Fahrt bis nach Ljubljana die Zähne zusammen. Etwa bei der Tankstelle Barje meldete er sich zu Wort:

„Brajc war das. Vielleicht ist bei der Arbeit etwas vorgefallen.“

„Das kann bestimmt warten“, sagte seine Frau, die in Gedanken abwog, ob es besser sei, sie, die Bibliothekarin mit Halbtagsstelle, käme zu spät zur Arbeit, oder schon wieder die Kinder.

„Wohin fahren wir?“, fragte Osterc, als er auf die Einfallstraße Tržaška cesta fuhr und eine Entscheidung getroffen werden musste. Zur Schule seiner Kinder in Bičevje müsste er nach hundert Metern rechts abbiegen, zur Arbeit seiner Frau in Šiška links und am Rožnik vorbei ... Er bekam keine Antwort, und weil sich die Abzweigung unaufhaltsam näherte, versuchte er es noch einmal.

„Wohin ...“

„Zur Schule“, antwortete sie trocken.

Lieber bekam sie etwas von der Direktorin zu hören, als von der Klassenlehrerin des jüngeren Sohnes. Die konnte richtig giftig sein.

*

„Gehen wir nicht zu Fuß?“, fragte Tina.

„Ich habe keine Lust.“

Ein Mensch, der um fünf Uhr morgens aufsteht, um zwei Stunden Fahrrad zu fahren, hat keine Lust knapp fünfhundert Meter von ihrer Polizeidienststelle zum Park zu gehen?

„Ich habe keine Lust. Ich habe meinen Teil für heute schon erledigt.“

Sie fuhren also vom Parkplatz los und hielten nach etwa zwanzig, dreißig Metern an der ersten Ampel.

„Ich habe ihr gestern Essen gebracht“, sagte sie leise. „Ein belegtes Brot und Milch.“

„Wem?“

„Dieser Frau.“

Er sah sie überrascht an.

„Wann gestern?“

„Nachdem du gegangen bist. Jetzt frage ich mich, ob sie da nicht vielleicht sogar schon tot war.“

„Hast du nicht mit ihr gesprochen?“

„Nein, sie hat geschlafen. Zumindest habe ich gedacht, sie schläft.“

Die Ampel sprang auf gelb und Taras fuhr los.

„Hast du das ernst gemeint, als du gesagt hast, eine Kugel in den Kopf würde ihr noch am ehesten helfen?“

„Ich habe gesagt, dass ich befürchte, dass ihr nicht zu helfen ist und dass die SS Menschen erschossen hat, die durch Phosphor verbrannten.“

„Als Beispiel dafür, was man mit Menschen macht, denen nicht zu helfen ist.“

Er sah sie an.

„Es ist doch egal, was ich gesagt habe oder irgendjemand sonst. Dass du dir Sorgen um sie gemacht hast und ich nicht, hat ihr weder geholfen, noch geschadet.“

Er fluchte, als ihm jemand aus einer Einbahnstraße die Vorfahrt nahm, und für einen Augenblick befürchtete sie, Taras könne, so nervös wie er war, den Wagen einfach schneiden. Mit zusammengebissenen Zähnen fuhr er hinter ihm, bis dieser in einer der Seitenstraßen verschwand. Beim Park der Tausend Namen fuhr er auf den Bürgersteig und stellte den Motor ab. Hinter den Baumstämmen, die den Park umgaben, und den Spielgeräten erblickte er eine Gruppe von Menschen, unter denen eine Gestalt in Weiß hervorstach.

*

Brajc hielt erst gar nicht bei der Dienststelle an. Er fuhr direkt zur Generalpolizeidirektion in der Štefanova ulica und parkte dort auf dem Parkplatz, der für deren Fahrzeuge reserviert war, kramte im Handschubfach nach dem Parkberechtigungsschein und fluchte los. Wo hatte er ihn verlegt? Er trommelte mit den Fingern auf dem Armaturenbrett herum und versuchte sich zu erinnern, warum zur Hölle er etwas, das nur im Auto von Nutzen war, irgendwo anders hin hätte mitnehmen sollen. Es fiel ihm einfach nicht ein und er winkte ab.

„Ja, klar ...“, sagte er zu sich selbst und stieg aus dem Auto, schloss es ab und ging zum Eingang der Generalpolizeidirektion. Bis dorthin waren es zwanzig Meter, genug, damit sich auf seiner Stirn die ersten Schweißperlen sammelten.

„Hallo, Brajc“, sagte der Mann hinter der Scheibe.

Brajc bemühte sich nicht mit morgendlichen Höflichkeiten. Dieses Guten Tag-Guten Tag verstand er nicht so ganz. Warum sollte man sich einen guten Tag wünschen? Wird er davon denn besser? Er zog eine Packung Taschentücher aus der Hosentasche, friemelte eins raus und tupfte sich damit die Stirn ab.

„Heiß, nicht?“ machte der Mann hinter der Scheibe einen Versuch.

„Zum Verrücktwerden“, sagte Brajc. „Babnik, ihr habt da im Park angeblich eine Tote? Ist jemand bei ihr?“

Babnik nickte.

„Zwei Grünschnäbel passen für dich auf sie auf.“

Brajc drehte sich auf halbem Weg um und fügte im Weggehen hinzu:

„Der graue Omega da draußen gehört mir. Dass ich ihn dann nicht bei der Verwahrstelle am anderen Ende der Stadt suchen muss.“

Er trat aus dem Gebäude und befand sich wieder in der Sonne. Müde sah er zum Himmel zwischen der Generalpolizeidirektion und dem altherwürdigen Wolkenkratzer Nebotičnik hinauf,

blickte zum Park, dessen Name ihm, obwohl er schon sein ganzes Leben lang in Ljubljana beziehungsweise am Stadtrand wohnte, nicht einfallen wollte, und ging in die entgegengesetzte Richtung, zum Café, das im tiefen Schatten der Passage zwischen den Straßen Štefanova und Cankarjeva lag. Die Leiche konnte warten.

An einem Tisch an der Außenwand des Lokals fand Osterc ihn schließlich. Brajc lehnte sich an die große Glaswand, die einen Sprung hatte und mit langen Klebestreifen zugeklebt war.

„Was haben die damit angestellt?“ fragte er.

„Weiß ich nicht und es juckt mich auch nicht“, antwortete Brajc und zeigte auf den leeren Stuhl.

„Wollen wir nicht ...“, fragte Osterc vorsichtig, setzte sich dann aber doch.

Dann bestellte er einen Saft, weil sein obligatorischer grüner Tee bei der Hitze, die von außen selbst in den Durchgang drang, in hundert Jahren nicht abgekühlt wäre, und trank ihn fast in einem Zug aus, begleitet von Brajc verächtlichen Blicken, der seinen Cappuccino nur langsam leerte, sich mit dem Taschentuch über die Stirn fuhr und nach der Kellnerin winkte.

„Du bist an der Reihe“, sagte er Osterc, der im Geldbeutel kramte, bis er der Studentin, die gelangweilt mit geöffneter Hand wartete, endlich die paar Münzen herausrückte, und dann dem schaukelnden Brajc hinterhereilte, dem blendenden Licht entgegen.

Neben der Leiche auf der Bank, vor den Absperrbändern, die die Bank und ihre unmittelbare Umgebung von der Außenwelt trennten, standen zwei Polizisten in einfacher Uniform, während die Gestalt auf der anderen Seite, in weißes Plastik gehüllt, sich unter die Bank bückte und auf dem Boden herumwühlte. Brajc hob das Band und ging, während Osterc mit dem Dienstausweis in der Hand den Polizisten beruhigte, der in Richtung Brajc gesprungen war, zum Mann im weißen Tyvek-Overall.

„Was gibt's, Golob?“

Golob nickte ihm zu und sammelte weiter etwas unter der Bank ein. Brajc beugte sich über die Leiche und hielt sich die Nase zu.

„Ach, du lieber Himmel, wie lange liegt die denn schon hier?“

„Noch nicht so lange“, erklang es von unter der Bank. „Den Larven der *Muscidae* beziehungsweise genauer genommen der Art *Musca domestica* nach zu urteilen, etwa zehn bis höchstens zwölf Stunden. Und der Geruch kommt ... ein bisschen von der Hitze, überwiegend aber von davor.“

„Pfui“, sagte Brajc, „pfui Teufel.“

Angewidert beugte er sich über die Leiche der Alten, von der Golob schon die Tüten entfernt und sorgsam in seinem Beutel verstaut hatte. Mitten auf dem Kopf der Alten, zwischen den schmutzigen und verfilzten Haaren, die etwa dieselbe aschgraue Farbe hatten wie ihre Haut, klaffte ein kleines, fast vollkommen rundes Loch, durch das man die sich windenden kleinen weißen Maden sehen konnte. Golob verschloss ein paar davon in seinem Proberöhrchen, um sie später in der Ruhe seines Labors ausmessen und wiegen, sowie unter Berücksichtigung der Tages- beziehungsweise Nachttemperatur des Mikrostandorts den Zeitpunkt bestimmen zu können, zu dem die Kugel aus dem Lauf der Pistole gefeuert wurde – er war sich fast sicher, dass es eine Pistole gewesen war –, den Schädel durchschlagen hatte, durch den Spalt zwischen den Holzlatten unter dem Kopf des Opfers geflogen war und sich an der Metallplatte verformt und zerschlagen hatte, mit der die Bank am Boden befestigt war. Mit der Pinzette sammelte er die Blei-, Zinn- und, wie er auf den ersten Blick eher vermutete als feststellte, auch Kupfersplitter auf, anhand derer er mit Sicherheit feststellen würde, dass es sich um ein Vollmantelgeschoss beziehungsweise FMJ beziehungsweise

Full Metal Jacket Bullet handelte, wie es Forensiker in einem amerikanischen Film nennen würden, die Rolle von Golob gespielt von ...

„Die Patronenhülse hast du nicht?“

„Könnte ich bitte ein bisschen Ruhe haben?“, bellte er Brajc an.

Nein, die hatte er nicht. Mit der Hülse könnte man mit ein bisschen Glück nicht nur den Waffentyp, sondern auch seinen Besitzer bestimmen, wenn die Pistole im Register eines beliebigen Mitgliedstaates von Interpol erfasst war. Die Teilchen, die er mit der Pinzette vom Boden aufblas, würden ihm nicht viel nutzen.

„Ich wollte ja nur helfen“, sagte Brajc, wich einen Schritt zurück und drehte sich im nächsten Moment zu etwas oder jemandem um, den er bemerkt hatte.

„Da kommt Taras“, sagte er, über seine Schulter gewandt. „Golob, denk dir schnell was aus, was er noch nicht weiß.“